



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Eine Wallfahrt nach Jerusalem. 4. : Sitten und Zustände Jerusalems.
- Die Religionsparteien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

4.

Sitten und Zustände Jerusalems. — Die Religionsparteien.

Wie viel Einwohner Jerusalem hat, läßt sich des Haremsgeheimnisses wegen nicht genau feststellen. Man weiß nur, daß die Zahl derselben nicht unter 24,000 betragen kann, und darunter etwa 4000 Christen verschiedener Bekenntnisse und ungefähr 5500 Juden sind. Die übrigen gehören dem Islam an. Die Hauptsprache ist die arabische. Nächst dieser hört man am häufigsten italienisch und neugriechisch sprechen, außerdem englisch, französisch, russisch und deutsch, so wie türkisch, letzteres vorzüglich von der Umgebung des Pascha und den Armeniern. Die lateinischen Mönche gehören fast ohne Ausnahme den romanischen Nationen an. Ich traf unter ihnen nur zwei Deutsche. Die Zahl der Einwohner, welche nicht Unterthanen des Sultans sind, sondern unter dem Schutze der Consulate leben, beläuft sich auf circa 2000. Die große Mehrzahl derselben besteht aus österreichischen und russischen Juden.

Die Sitten der Eingebornen sind im Allgemeinen denen in den übrigen arabischen Städten gleich, nur scheint hier weniger Viederlichkeit zu herrschen, als in Aegypten, dem Lande der Gawassi, ein Verhältniß, welches sich dem mittelalterlichen Jerusalem eben nicht nachsagen ließ. Auch Betrunkene trifft man selten, und dann sind es deutsche Handwerksbursche. Im Uebrigen stehen die Jerusalemer in keinem vorzüglich guten Ruf; denn sie gelten für lügenhaft, träge und feig. Als Bewohner der heiligen Stadt halten die Befenner aller Religionen strenger als ihre Glaubensgenossen in andern Ländern auf die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche. Ein Mohammedaner, der Wein trinkt, ein Jude, der sich nicht genau an die Vorschriften des Talmud hält, ein Katholik, der nur gelegentlich die Messe besucht, ein Protestant, der sich bloß zum Vormittagsgottesdienst, nicht auch Nachmittags in der Kirche einstellt, gilt hier schon für einen halben Ungläubigen. Die junge Türkei mit ihrem fränkischen Rock, ihrer Cravatte, ihren Hosenstegen und Lackstiefelchen ist in El Kods nicht vertreten, und ebenso wenig haben Reformjuden sich hier zur Geltung zu bringen vermocht. Es darf hier nichts geändert werden, bis Meschiach kommt, war die Antwort, die ihnen das alte Jeruschalajim auch auf verständige und heilsame Anträge gab.

Schlimmer als die obengenannten Fehler der Bewohner Jerusalems ist der Geist der Streitsucht und das bis zur Wuth ausartende Streben, sich einander den Rang abzulaufen, welches die einzelnen Sekten, mit Ausnahme der Mohammedaner, erfüllt, und die Sekten wieder nach Nationen, ja nach

Persönlichkeiten spaltet. Stritte man sich um Glaubenssachen, so wäre doch Verstand dabei. So aber wird ein Grieche oder Armenier, nach dem Unterschied seiner Kirche von den andern gefragt, nur anzuführen wissen, daß die Fasten andre seien, und so ist es die reine Bestialität, welche die Köpfe erhitzt, und höchstens noch der Ehrgeiz, die erste Rolle am heiligen Grabe zu spielen, oder es ganz allein zu besitzen. Es ist, als ob ein Fluch auf dieser Stätte läge, der aus dem Boden fortwährend neue Gegenstände der Eifersucht, neue Gelegenheit zu Reibungen hervordringen ließe, und ich bin nach meinen Erfahrungen und Erfindungen überzeugt, daß es keine Stadt von gleicher Größe auf Erden gibt, in welcher der Baum der Zankäpfel so wohl gedeiht, in der mit solcher Erbitterung, solchen schmachvollen Mitteln gestritten wird, als diese, die man mit so viel Emphase in allen Zungen die heilige nennt. In der That, es geht Jerusalem wie den Jerichorosen, die es den Pilgern verkauft. Wie diese stachelige, holzige, dürre Siliquose ihren Namen davon hat, daß sie nicht in Jericho, sondern wenigstens hundert Meilen davon wächst, und eher allen andern Pflanzen zwischen den beiden Polen der Erdfugel als einer Rose gleicht, genau so paßt der Name Friedensstadt, mit dem man Jerusalem zu übersetzen beliebt hat. Es ist ein *lucus a non lucendo* in eminentem Sinn, und man müßte jene oft wiederholte Bezeichnung für bössartige Ironie halten, wenn man nicht wüßte, daß die, welche sie im Munde führen, die Erde vor lauter Himmel, die Gegenwart vor lauter Erinnerungen an die Vergangenheit nicht sehen. Beweise für die Art, in der man sich bekämpft, werden später folgen. Hier nur so viel, daß abgesehen von der großen Spaltung zwischen Griechen und Lateinern und von den erwähnten Knüppelschlachten, welche sich die orthodoxe und die armenische Kirche alljährlich am heiligen Grabe liefern, die Lateiner in eine Partei der Mönche und eine Partei des Patriarchen, in eine österreichische und eine französische zerfallen, daß die Befenner der orthodoxen morgenländischen Kirche sich in einer griechischen und einer russischen Fraktion gegenüberstehen, die Russen ihrerseits theils kaiserlich, theils großfürstlich gesinnt sind, daß ferner die Protestanten in Anhänger des Bischofs und Anhänger des englischen Consuls geschieden sind, die sich ebenfalls aufs gründlichste hassen, aufs lebhafteste verleunden und anfeinden, und daß endlich das Volk Israel in mehr als ein halbes Duzend streng voneinander geschiedene, fortwährend miteinander kriegsführende Sekten gespalten ist.

Die Mohammedaner kennen unter sich keinen solchen Zank. Der Islam weiß jetzt mit Ausnahme der beiden großen Parteien der Sunniten und Schiiten nur von Schulen, nicht von sich wechselseitig verfeindeten Sekten. Ueber die „Wurzeln“ des Glaubens herrscht vollkommene Uebereinstimmung, nur über die „Zweige“, d. h. einige Rechtsätze, welche die Scholastiker des Islam aus dem Koran und andern normgebenden Ueberlieferungen abgeleitet haben,

und einige Ritualvorschriften, gibt es verschiedene Ansichten. Daraus entwickelten sich die Schulen oder Riten der Chanasiten, der Schafaiten, der Gambaliten und der Malikiten. Die Chanasiten, davon benannt, daß sie die religiöse Waschung nur in fließendem Wasser vollziehen zu dürfen glauben, weshalb in ihren Moscheen sich stets eine Chanasijeh, d. i. ein hochstehender Wasserbehälter mit Röhren, aus denen das flüssige Element herabfällt, befindet, sind jetzt wie in der ganzen europäischen Türkei und in Kleinasien so auch in Jerusalem bei weitem die zahlreichsten. Die Schafaiten, welche früher in Jerusalem fast allein herrschten, haben hier gegenwärtig nur noch wenige Anhänger. Ihr Gebiet beschränkt sich auf Kairo, einzelne Theile des Nildelta und Arabien, während die Malikiten ihren Sitz in Oberägypten haben. Die Gambaliten zählen nur noch einige Gemeinden in Nordafrika. Beobachten die Mohammedaner Jerusalems gewissenhafter als andere die äußern Vorschriften ihres Glaubens, so ist nach manchen Zeichen anzunehmen, daß der alte religiöse Geist auch unter ihnen nicht mehr lebt, und so vermochte die Aufregung, die infolge der Revolution in Indien durch die ganze mohammedanische Welt ging, unter ihnen auch nur den alten Christenhaß wieder zu entzünden.^{*)} Sie kennen aber die Macht der Franken zu gut, um sich Thätlichkeiten zu erlauben, wie sie früher vorkamen. Wenn türkische Würdenträger zusammenkommen, sagte mir eine verlässliche Autorität, so ist das Thema ihrer Unterhaltung fast immer der Untergang des Sultansreiches, und selten findet sich einer, der nicht fürchtet, denselben erleben zu müssen.

Man kann aber auch nach dem, was in Jerusalem geschieht, nur wünschen, daß die Katastrophe bald eintrete. Die Geschäfte werden von den Beamten nur dann mit Eifer gefördert, wenn für den Verwalter oder Richter dabei ein Vortheil herauspringt, und schreiende Willkür, dreiste Bestechlichkeit, grobe Pflichtverletzung sind von den Kreisen des Paschas herab bis zu den untersten an der Tagesordnung. Nur mit den Soldaten scheint man eine Ausnahme zu machen. Sie stecken zwar im größten Luch, und ihre Fußbekleidung erweckt das tiefste Mitleid mit ihren Sohlen und Zehen. Ihre Bewaffnung aber — sie besteht zum Theil in Miniégewehren — ist vortreflich, die Kasernen sind reinlich, die Verpflegung mit Lebensmitteln tadelloß; auch werden sie auf dem Exercierplatz in dem Olivenwäldchen am Herodesthor fleißig im Mandörviren und Bajonettfechten geübt. Alle übrigen Unterthanen des Sultans, einige Patricierfamilien (Effendis) etwa ausgenommen,

^{*)} Woher Pastor Wolff die Behauptung hat, der Koran sei „das Lesebuch der Mohammedaner jedes Standes in den Tagen der Kindheit und des Mannesalters“, ist räthselhaft; denn von den Türken und Arabern Jerusalems können, wie ich aus bester Quelle weiß, keine dreihundert lesen. Noch unverantwortlicher aber ist es, wenn derselbe Reisende meint, der Mohammedaner sei vielleicht der empfänglichste Mensch für das Christenthum. Er ist nächst dem Hindu sicher der unempänglichste.

sind für die Beamten nur eine Herde, die man schiert und melkt, wo sich Gelegenheit findet. Bei Criminaluntersuchungen steckt man möglichst viele Verdächtige ein, nicht sowol, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, als um viel Geld für Loslassung einzukassiren. Der reiche Verbrecher hat stets die Straflosigkeit im Beutel.

Bei Civilsachen ist es ebenso. Niemand, der plötzlich Besitz von Vermögen verräth, ist sicher, daß die Beamten ihm nicht eine Falle stellen, die ihnen einen Antheil am Glückswechsel des Betreffenden verschafft. Wünscht z. B. jemand zu bauen, so hat er allerdings innerhalb seines Grundes und Bodens das Recht dazu, nur muß er sich natürlich in Acht nehmen, nicht ein Recht des Nachbarn damit zu verletzen. Aus dieser billigen Beschränkung gehen nun die ärgsten Hudeleien der Bauleustigen hervor. Sobald die ersten Steine herbeigeschafft sind, melden sich die Blutsauger. Der Baschchatib (Schreiber des Raddi, Stadtsecretär) hegt einen Anwohner auf, gegen den Bau Einspruch zu thun, da er ihm den Luftzug verderbe, ihm ein Gewölbe beschwere oder sonstwie seinen Besitz beeinträchtige. Kaum ist die Klage bei demselben Baschchatib angebracht, so wird sofort, gleichviel ob sie begründet ist, der Bau gehindert, die Bauleute ins Gefängniß geschleppt, das Material mit Beschlagnahme belegt. Vergebens remonstrirt der Bauherr, umsonst bittet er, die Sache untersuchen zu lassen. Man hat keine Zeit dazu, und so bleibt dem Armen nichts übrig, als den Beamten bei Seite zu nehmen und sich mit ihm über eine Summe abzufinden, für die der Weiterbau gestattet wird. Dann geht alles sofort an, und von dem Recht des Nachbarn, den der Baschchatib mit einem Theil seines Raubes belohnt, ist weiter keine Rede.

Ebenso verfährt die Behörde in andern Beziehungen, und namentlich sollen die Steuereinnahmer außer der gesetzlichen Gebühr noch Geschenke einfordern. Auch die Necise an den Thoren wird zu Erpressungen benutzt.

Doch greifen hier gelegentlich die Consuln ein. Als Herr v. Pizzamano erst kurze Zeit hier war, verweigerte der Mauthbeamte am Jaffathor, vermuthlich im Glauben, der Consul kenne die Verhältnisse noch nicht, mit Trauben für österreichische Unterthanen beladene Kameele einzulassen, bevor der gesetzliche Zoll erlegt sei. Der Consul ließ ihm sagen, aus den Trauben solle Wein für den Hausbedarf gepreßt werden, und für solche sei freie Einfuhr ausbedungen. Der Zöllner wollte davon nichts wissen, und v. Pizzamano wendete sich nun an die Behörde, indem er sich auf die Verträge berief. Man erwiderte sehr höflich, daß man davon keine Kenntniß besäße, indeß wolle man deshalb nach Beirut an die Oberbehörde schreiben. Der Consul entgegnete, daß dies nichts helfen werde, daß die Trauben inzwischen verderben müßten. Umsonst, die Antwort blieb dieselbe: man könne nicht wider den Zollbeamten. Da gebot der Consul seinem Kawaschen, sich an die Spitze der Kameele zu stellen,

sie hereinzuführen, und wenn der Mauthner sich widerseze, zu thun, was ihm nüglich scheine. Dies geschah, der Mann im Thor wollte einschreiten, da zog der Kawasch sein Pistol und drohte ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und siehe da, jetzt zogen die Kameele ungehindert ein. Am andern Tage aber erschienen die türkischen Behörden beim Consul und baten um Entschuldigung des Mißverständnisses. Es war in der That eins gewesen, aber kein Mißverständniß der Sache, sondern der Person, mit der man es zu thun hatte.

Eine Probe der Gerechtigkeitsliebe des Pascha ist im zweiten Capitel mitgetheilt. Er gilt für einen geschickten Diplomaten, der besser als sein Vorgänger zwischen den Ansprüchen der verschiedenen Consulate auf Mitregierung zu laviren versteht. Im Uebrigen hat er ein ziemlich abgelebtes Aussehen, obwol er nicht über die Vierzig hinaus ist, und man sagt ihm nach, daß er — für einen Orientalen eine Seltenheit — entweder aus Schwäche oder aus Feigheit nicht gern zu Pferde steige. Für den Fall einer Abberufung hat er wie sein Vorfahr nach Kräften gesammelt, und so wird er sicher keine Noth zu leiden haben.

Ich gehe zu den Juden über, die nach dem Obigen ungefähr den vierten Theil der Einwohnerschaft Jerusalems repräsentiren, und von denen nahezu anderthalbtausend österreichische Schützlinge sind. Sie zerfallen ihrer Herkunft und Sprache nach in Sepharedim und Askenasim, ihrer religiösen Richtung nach in Peruschim, Chassidim und Karaim.

Die Sepharedim sind, wie oben bemerkt, spanische Juden, und zwar Abkömmlinge derer, welche, von Isabella der Katholischen vertrieben, sich in den Ländern der Levante ansiedelten. Sie sollen an vierthalbtausend Köpfe zählen, und sind sämmtlich türkische Unterthanen. An ihrer Spitze steht ein Oberrabbiner (Chacham Baschi), der mit einem Rathe von Rabbinern sowol die religiösen, als die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde leitet. Nichtrabbiner haben keine Stimme in Betreff der Verwaltung; die Verfassung ist somit eine aristokratische. Da die herrschende Kaste sich mit nichts Anderm beschäftigt, als mit dem Auswendiglernen des Talmud, da sie durch ihr Verfahren in den ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde und namentlich durch die Art, wie sie die vom Ausland gespendeten Almosen vertheilt, Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat, so strebt ein Theil der beherrschten schon seit Jahren nach einer Trennung. Das Gemeindevermögen besteht in einigen Synagogen, verschiedenen Häusern und Bauplätzen, in Stiftungen, von deren Zinsen Rabbiner bezahlt werden, welche zu gewissen Zeiten Gebete für die verstorbenen Stifter hersagen, endlich in den Summen, mit denen sich neue Ankömmlinge einkaufen haben, und in dem Nachlaß der mit Tode abgehenden Gemeindeglieder. Andere Einkünfte fließen aus dem Privilegium der Fleischausschrotung so wie aus dem Verkauf von Grabstätten. Sehr beträchtlich ist auch der Ertrag der

Almosensammlungen, und zwar kommt ihnen besonders von Amsterdam viel Geld zu. Trotzdem ist die Gemeinde verschuldet, und die Mehrzahl der Einzelnen lebt in drückendster Armuth. Man darf sich indeß darüber nicht wundern, da verhältnißmäßig nur wenige fleißige Arbeiter sind.

Askenasim gibt es in Jerusalem etwa 1800. Ihr Name bedeutet: Deutsche, aber die meisten sind aus den slavischen Ländern, so wie aus Ungarn und den Donaufürstenthümern eingewandert. Indes sprechen sie wenigstens eine Art Deutsch. Sie zerfallen in sechs kleine Gemeinden, welche sich gegenseitig auf das leidenschaftlichste anfeinden. Die stärkste dieser Gemeinden ist die der Peruschim oder Phariseer. Sie werden als fanatisch, streitsüchtig, als bigotte Beobachter des Ceremonialgesetzes und als sittenlos geschildert. Alle Familien stammen aus Rußland. Vor einigen Jahren wurden sie von Petersburg zur Rückkehr aufgefordert, und als sie nicht gehorchten, sagte die russische Regierung sich von ihnen los, worauf die meisten unter der österreichischen Flagge, die ja die des Königs von Jerusalem ist, Schutz suchten. Sie haben kein geistliches Oberhaupt. Der Sitz ihrer Verwaltung ist Wilna, von wo ihnen ein jährliches Almosen von 289,000 Piaßtern zufließt. Außerdem gibt es eine Gemeinde volhynischer und eine Gemeinde österreichischer Chassidim, ferner Chassidim Chabat, Warschauer und Anschehod, kleine Congregationen, von denen keine mehr als hundert Mitglieder zählt. Die Chassidim sind jüdische Mystiker. Das Studium des Talmud ist ihnen Nebensache, auch sollen sie weniger fanatisch und nicht so sittenlos sein als die Peruschim. Ihre Ansichten erinnern an die Gnostiker. Sie glauben an Seelenwanderung und ein eigenthümlich construirtes Geisterreich. Ihr Vorsteher wird Zadik genannt und gilt für eine Art übernatürliches Wesen, das mit den Engeln in Verbindung steht. Was er befiehlt, müssen sie bei Strafe der Ausstoßung thun. Die Destreicher trennten sich vor etwa acht Jahren von den Volhyniern wegen Geldstreitigkeiten, welche auch bei den andern kleinen Gemeinden Ursache der Entstehung gewesen sind. Die Gesamtsumme der jährlich nach Jerusalem fließenden Unterstügungen mag achtmalhunderttausend Piaßter betragen. Die Vertheilung der Almosengelder geschieht in verschiedener Weise: als Chaluka, per Kopf ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, und als Kadima, nach dem Rang der Personen. In den Gemeinden, wo die erstere gebräuchlich ist, stehen sich alle erträglich, die kinderreichen Familien sogar recht gut. Wo die letztere vorherrscht, sieht man die Rabbiner ihre Frauen in Seide und Goldschmuck kleiden, während die übrigen kaum genug haben, ihre Blöße zu bedecken und den Hunger zu stillen. Nicht, daß die würdigen Herren grade Unterschleif trieben, sie stellen sich nur zu hoch über die übrigen und berechnen sich danach ihren Antheil. Alle Jahre gehen von Jerusalem Sendboten nach Europa und Nordafrika, um Almosen zu sammeln. Gewöhnlich sind es

junge Rabbiner, denen man damit zu Vermögen verhelfen will. Sie erstehen die Beauftragung und Beglaubigung in einer Art Auction, und erhalten, wenn sie zurückkehren, dafür und für ihre Mühe den dritten Theil des Ergebnisses der Collecte, von der sie sich aber in der Regel vorher schon den Ersteigerungspreis abgezogen haben.

Im Talmud heißt es: Lieber sich mit Nassschinden ernähren, als von Almosen leben — ein sehr nobler Grundsatz, der aber leider von der großen Mehrzahl der jerusalemener Juden verschmäht wird. Es gilt gradezu für vornehmer, sich von milden Gaben zu erhalten. Die Statistik weist nach, daß nur etwa der zwanzigste Theil der jüdischen Bevölkerung wirklich arbeitet, und ziehen wir von der Gesamtzahl die Weiber, die Kinder und die durch Alter oder Krankheit Unfähigen ab, so kommt immer nur auf acht bis neun Bettler ein Arbeiter. Am meisten scheinen sich die Juden auch hier zum Handel hingezogen zu fühlen, doch nicht in dem Maße wie in Deutschland. Unter den Handwerkern betreiben sie vorzüglich die Branntweimbrennerei und die Weinbereitung. Demnächst sind die Schneider am stärksten vertreten, nach diesen die Schuster und Tischler, dann die Bäcker, die ein sehr schönes weißes Brot liefern, welches auch von den Christen gekauft wird, dann gleich stark die Posamentirer und Klempner, die Goldarbeiter, Buchbinder, Uhrmacher und Barbier, je durch fünf Köpfe. Schmiede, Maurer und Steinmeger, so wie andere Handwerker, deren Beruf einen größern Aufwand von Körperkraft erfordert, sind sehr selten unter ihnen.

Die Trägen entschuldigen sich entweder damit, daß im heiligen Lande das Studium des Talmud allem andern vorgehen müsse, oder mit dem heißen Klima, welches keine Anstrengung gestatte. Es ist aber ein anderer Grund, der sie unfähig macht. Sie heirathen zu früh. Unreife Buben von dreizehn, höchstens funfzehn Jahren, werden Kindern von noch zarterm Alter angetraut, und die Folge ist ein kraftloses Geschlecht, das in manchen seiner Exemplare (der Ausdruck ist hier angebracht) zu viel Mühe hat, sich bei der Hitze auf den Beinen zu erhalten, um daran denken zu können, auch die Hände zu gebrauchen. Andere hindert das Klima nicht an der Arbeit, und es ist bei der hohen Lage Jerusalems und bei dem im Sommer fast jeden Nachmittag wehenden Westwind überhaupt nicht viel heißer als in Mitteleuropa, da das Thermometer selten und nur bei Scirocco mehr als 28° im Schatten zeigt.

Trotz der schwächlichen Natur der jüdischen Kinder und ihrer damit verbundenen großen Sterblichkeit ist das Volk Israel in Jerusalem ziemlich rasch gewachsen. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zählte man nur etwa 500 Juden in der Stadt, jetzt mehr als zehnmal so viele. Die Ursache davon ist in der Einwanderung zu suchen, die in manchen Jahren außerordentlich stark war. Selten geschieht es, daß jüdische Pilger nach ihrer heiligen

Stadt wallfahrten und sie wieder verlassen. Die meisten kommen, um hier zu sterben, und wie übel es ihnen auch ergehen mag, dennoch fühlen sie sich glücklich. Sehen sie doch alltäglich den Tempelplatz und die Stätte, wo die Burg Davids stand, des Vorfaters und Urbildes ihres Messias. Sind sie doch hier erst in ihrer wahren Heimath. Wissen sie doch, daß dem Leibe, der hier begraben wird im Thal Josaphat, kein Wurm nahen darf, daß die Strafengel, welche nach der Grablegung kommen, um den Todten für die auf Erden begangnen Sünden zu peinigen, hier nicht Zutritt haben. Ersparen sie sich doch durch die bei Lebzeiten unternommene Reise zum Ort der allgemeinen Auferstehung die mühselige unterirdische, die sie, wenn die Posaune des Gerichts erschallt, antreten müßten. Außerdem aber weiß niemand genau, wenn der Meschiah kommen wird. Nur das ist sicher, daß er hier erscheint, und wie wenn man dann zu spät käme? wenn die Schätze des dann aufspringenden Zion, unter dessen Rinde das Herz der Erde mit seinem Gold und Silber, seinen Edelsteinen und seinem Balsam liegt, dann schon vertheilt wären?

Eine der Tugenden, welche die hebräische Race auszeichnet, wird auch den hiesigen Juden nachgerühmt: eheliche Treue und Familiensinn. Man hört nirgend von unglücklichen Ehen und selten von Scheidungen, obwol sie durch das Gesetz so wenig erschwert werden als bei den Bekennern des Islam. Dagegen kommen Doppellehen vor. Die Sepharedim erkennen das im zwölften Jahrhundert von Rabbi Gerschon gegebene Gesetz, welches die Vielweiberei der ältern Periode abschaffte, nicht an. Es ist ihnen gestattet, wenn die erste Frau keine Kinder bekommt, oder nur Mädchen gebiert, zu gleicher Zeit eine zweite zu nehmen. Da die erste dann verlangen kann, daß man der Nebenfrau einen besondern Haushalt einrichte und dies mit beträchtlichen Kosten verknüpft ist, so wird die Erlaubniß nicht oft benutzt, und man zählt jetzt unter den jerusalemener Sepharedim nur fünf, welche in Polygamie leben.

Die Türken und Araber verachten die Juden aufs äußerste. Wenn kein Schimpfswort einen Phlegmatiker in Harnisch bringt, auf den Namen „Jahudi“ ist er sofort auf den Beinen, um sich mit Faustschlägen und Fußtritten zu rächen. Auch die Griechen lassen keine Gelegenheit vorüber, dieses Volk, „das den Heiland gekreuzigt“, mit Spott und Mißhandlung zu überhäufen, und wiederholt kann man hier wie anderwärts im Orient das Märchen erzählen hören, die Juden büßen ihre Mlagen mit dem Blut von Christenkindern. Wie die englische Mission auf dem Zion in das Gegentheil solcher Angebühr verfiel, die Juden gradezu häßschelte, sie als das erkorene Volk ansah, soll später ausgeführt werden.

Die Karaim, eine Art jüdischer Protestanten, insofern sie nur die Thora anerkennen, den Talmud verwerfen, sind in Jerusalem nur durch neun Köpfe

vertreten. Ihre Synagoge vermochte ich, da man nicht wissen wollte, wo sie sei, nicht zu finden. Der Hauptsitz der Sekte ist in der Krim, und man rühmt ihr das Gegentheil der gewöhnlichen jüdischen Charakterfehler nach.

Ein Zwitterding zwischen Juden und Christen sind die sogenannten Ameniten, eine Sekte, die vor einiger Zeit in Deutschland entstand und im vorigen Jahre, ihren Propheten, den getauften Juden Samuel Piek an der Spitze, in Jerusalem anlangte. Sie lehren in der Hauptsache, daß man statt des Sonntags den Sabbath zu feiern habe, daß das ganze Gesetz gehalten werden müsse, verwerfen den Talmud, aber auch die Briefe des Apostels Paulus und meinen, daß die Wiederkunft Christi nahe sei. Piek ist einer der heißen Zeugen, welche dieser Wiederkunft vorangehen sollen. Die Sekte versuchte anfänglich die protestantische Gemeinde der Zionskirche von der Wahrheit dieses neuen Evangeliums zu überzeugen, und als das mißlang, machte sie sich an die Rabbiner, mit denen ihr Führer, ein keineswegs talentloser und im Talmud so wie im alten Testament wohlbewandeter Kopf, wiederholt disputirte. Indes waren auch hier keine Proselyten zu gewinnen, und so machte der Prophet sich nach dem Gebirge am todten Meer auf, nach den Sinen, um dort mit Engeln Rücksprache über sein weiteres Verhalten zu nehmen, nach andern Berichten, um den Beduinen als dem „Volk Moab“ seine Lehre vorzutragen. Dort ist er verschwunden. Vermuthlich schlugen ihn die Räuber des Jordanthales todt, vielleicht ist er, von diesen ausgeraubt, in einem Wüstenwadi verschmachtet. Seine Anhänger hoffen noch auf seine Wiederkehr. Doch scheinen sich mehre allmählig zu überzeugen, daß ihr Vorhaben, hier ein Neuisrael zu gründen, als gescheitert anzusehen ist, und einige sah ich bereits am protestantischen Gottesdienst theilnehmen.

Von den christlichen Sekten spielen die Abyssinier und die Kopten eine ganz untergeordnete Rolle. Die erstern, etwa zwanzig Köpfe stark, besitzen ein kleines, ärmliches Kloster an der Ostseite der Grabeskirche, die letztern, welche eine Gemeinde von ungefähr hundert Seelen bilden, haben ein Kloster in der Straße Abbet El Chader. Beide sind Jakobsschriften und Monophysiten.

Noch nicht so zahlreich sind die Syrer, welche ebenfalls Jakobiten sind. Nach dem Untergang des Kreuzritterkönigthums waren sie lange Zeit die einzigen Träger der Ueberlieferungen von den heiligen Orten. Sie erfreuten sich während der Kreuzzüge keines guten Rufes, galten als feig, doppelzüngig, tückisch, raubsüchtig und geizig. Gegenwärtig sagt man ihnen keine dieser Eigenschaften nach, aber ihr Christenthum dürfte noch tiefer stehen, als das der übrigen orientalischen Kirchen, und die Bildung, die ihre Priester besitzen, erstreckt sich nicht über das Lesenkönnen ihrer Mess- und Evangelienbücher hinaus. Die mächtigeren Sekten bedrücken und beeinträchtigen sie mit den Türken um die Wette, und vergeblich bittet ihr Bischof alljährlich den Himmel

um Besserwerden der alljährlichen Pilgerzuwanderung, von der er größtentheils lebt. Der preußische Consul hatte die Güte, mich zu einem Besuch bei dem guten alten Herrn mitzunehmen, den ich als charakteristisch für die Art und Weise dieser orientalischen Christen mittheilen will.

Den Kawaschen mit seinem Tambourmajorstab voran, wanderten wir, der Consul, sein Dragoman, Maler Haak und ich, hinauf durch die Gassen an der Ostseite des Zion nach dem Kloster, in welchem der Bischof wohnt. Dasselbe ist wie die gewöhnlichen Häuser Jerusalems gebaut und mit einer kleinen Kirche verbunden. Eine Reise, die der Bischof vor einiger Zeit zu den Thomaschristen auf Malabar unternahm und bei welcher er mehre Jahre wegblich, hat ihm so viel eingebracht, daß er die Ertragsfähigkeit der mit dem Kloster verbundenen Pilgerherberge durch verschiedene Neubauten zu erhöhen vermochte. Intriguen des Baschasch, darauf berechnet, ihm das in Indien gesammelte Geld zu verkümmern, wußte Consul Rosen zu durchkreuzen. Daher die Bekanntschaft. Wir trafen den Bischof in einem kleinen, halbdunkeln Gemach, welches nur durch die Thür und ein winziges Fensterchen in der dicken Wand Licht erhielt. Ein anderes Fenster ließ in die Kirche hinabschauen. Das ganze Hausgeräth im Zimmerchen bestand in einer Kiste, einigen Decken und Teppichen, einer kleinen Lampe, drei in der Ecke lehrenden Tschibbuck und drei einfachen europäischen Strohstühlen. In einem Winkel lagen etliche brauneingebundene, sehr abgerissene Folianten und Quartbände. Von einem Vorhang, einem Divan u. s. w. war nicht die Rede. Der Bischof, ein schöner kräftiger Greis mit einem ungewöhnlich großen Gesicht, prächtigen orientalischen Augen und einem langen grauen Bart, saß in der Tracht des Landes, einem braunen Pelz, Jacke und Pumphosen von gleicher Farbe, einer bunten Leibbinde und einem schwarzen Turban mit untergeschlagenen Beinen auf einem Haufen von Teppichen. Nachdem wir ihm in der gebräuchlichen Weise die Hand geküßt, was er mit dem gewöhnlichen morgenländischen Gruß, durch Berührung von Brust, Mund und Stirn erwiderte, winkte er uns niederzusitzen, und ein in einfache blaue Baumwolle gekleideter Diakon brachte uns erst die Besuchspfeifen, dann auf einem schon sehr gebrauchten Theebret einige Gläser Aquavit und einen Teller mit süßem Gelé, zuletzt Kaffee. Der Diakon ging barfuß. Für den Dragoman war kein Stuhl und keine Pfeife vorhanden. Alles trug den Charakter anständiger Aermlichkeit.

Nachdem wir ein Weilchen still gegessen, begann der Bischof das Gespräch in türkischer Sprache, die er im weitem Verlauf mit der arabischen vertauschte. Der Consul stellte uns vor und hatte die Güte, uns den Inhalt der Unterhaltung zu übersetzen. Der alte Herr im Turban hatte sehr intelligente Züge. In der That, ein Maler, der eines morgenländischen Weisen bedarf, hätte unbedenklich sein Gesicht abkonterfeien können. Die Gegenstände aber, die er

zunächst ins Auge faßte, die ihn sicher am meisten interessirten, waren sehr gewöhnlicher Art. Er sprach vom Preis der Kohlen, von den Kosten des Bauholzes, von den Fortschritten seines Baues, von der Zahl der Pilger, die er jetzt unterbringen könne. Interessanter wurde er, als der Consul ihn auf seine indische Reise brachte, welche er, von seinem Standpunkt mit Recht, für eine halbe Wunderthat zu halten schien, und über die er mit einer Naivetät wie etwa ein deutscher Handwerksbursche über einen Ausflug nach der Türkei oder ein mittelalterlicher Tourist über seine Fahrten im Morgenland berichtete. So hatte er von Schlangen gehört mit Köpfen so groß „wie dort die Risse im Gemach“. So hatte er ferner Bäume gesehen „so dick, um Rähne daraus zu machen, in die sich ein ausgewachsener Mann hätte der Quere legen können“, andere, „die man durch kein Thor Jerusalems hätte bringen können“. Wunderbar war, was er von der Menge der Tiger, der wilden und zahmen Elephanten und von den Zuständen und Sitten des Volkes in Indien erzählte. Doch sprach er offenbar als Gläubiger. Er hatte seine Reise in syrischer Sprache beschrieben — sicher ein Opus, welches eine Uebersetzung verdiente — ja er hatte sie auch abmalen wollen, doch hatte ihm — Gott sei Dank! setzte er hinzu — ein anderer die Mühe abgenommen. Auf einen Wink von ihm brachte der Diakon ein Rolle herbei, auf welcher ein indischer Maler den Paradezug des Bischofs vom Hafen nach der Kirche eines malabarischen Christenstädtchens dargestellt hatte. Es war ein sehr kindliches Gemälde, höchst genau in den Farben und der Zahl der bei der Prozession theilgenommenen Personen, ohne Ahnung von Perspective, hin und wieder mit einem Anflug von Porträtirung. Dann wurden uns indische Kirchenbücher auf Palmenblätter geschrieben, das Instrument, womit sie eingeritzt worden, ferner ein kleines, hübsch geschnitztes Elephantenbild, „woraus wir erkennen sollten, wie Elephanten ausfähen“, und zum Schluß ein außerordentlich fein geschriebenes syrisches neues Testament gezeigt, das in seiner Silberkapsel auf den ersten Blick einer Schnupftabakdose glich.

Ghe wir uns verabschiedeten, führte uns der Bischof in die Kirche, um uns den Ort zu zeigen, wo der heilige Jakobus, „nach dem Tode des Heilandes zum Vorsteher der Apostel erwählt“, zum ersten Mal der Communion präsidirt hatte. „Petrus buk dabei das Brod“, sagte unser Führer. Die Kirche ist im Vergleich mit andern dürftig, ihre zahlreichen Bilder noch greller und plumper als die der Grabeskirche. Besondere Verehrung erweist man einem heiligen Georg mit einem grasgrünen Drachen und einer sehr dunkeln Mutter Gottes, die der Evangelist Lucas gemalt hat. Beide haben um den Kopf Heiligenscheine aus Silber in der Form von Halbmonden, oder richtiger, da sie über die Fläche der Leinwand beträchtlich herausschwellen, von halbeschen Martinshörnchen.

Das Gegentheil von dieser Armuth sahen wir beim armenischen Patriarchen, zu dem wir uns von hier begaben. Derselbe wohnt in einem Palast, welcher mit dem Jakobuskloster verbunden ist. Man führte uns über verschiedene Gänge und Treppen in eine schöne, hochgewölbte Halle, die recht wohl zum Audienzsaal eines Fürsten hätte dienen können. Den Eingang bildete eine elegante Flügelthür. Wände und Decke waren mit Stuckatur geschmückt, der Fußboden mit Marmor getäfelt, die Fenster mit europäischen Vorhängen verhangen und außen mit jenem hübsch gemusterten Eisengitterwerk verwahrt, in dessen Verfertigung die Armenier sich auszeichnen. In der Mitte des Saales standen Tische mit Blumen in Vasen. An einem Theil der Wand liefen Divane herum, und an der einen Seite hingen Lithographien russischer Staatsmänner, vermuthlich früherer Gouverneure von Transkaukasien, wo in Etchmiatsin der Patriarch der armenischen Kirche wohnt. Der Patriarch, wahrscheinlich beim Mittagesschlafchen, ließ uns geraume Zeit warten. Inzwischen unterhielt uns ein anderer höherer Geistlicher, und ein dienender Geistlicher brachte uns kostbare Jasminpfeifen mit vergoldeten Untersefern, und auf einem großen silbernen Präsentirtbret Süßigkeiten und geschliffne Gläschen mit dem unausbleiblichen Aquavit. Endlich kam auch der Patriarch, ein freundlicher, wohlgenährter Herr mit klugen Augen und einem sehr sinnlichen Munde. Er trug einen lichtgrauen Pelz und darunter einen dunkelgrauen Kaftan mit einem röthlichbraunen Gürtel. Den Kopf bedeckte eine samtene Bischofsmütze halb schwarz, halb blau. An den Füßen hatte er dunkelblaue Samtpantoffeln. Den kleinen Finger der rechten Hand schmückte ein Ring mit einem großen Smaragd. Er unterhielt sich mit dem Consul in türkischer Sprache über Stadtneuigkeiten, die Pilger und besonders über Politik, über deren brennende Fragen er ziemlich gut Bescheid wußte. Von Rußland sprach er mit Abneigung, dagegen erklärte er sich jedes Mal zu freuen, wenn ihn ein Preuße besuche. Das Erscheinen des Kaffees gab endlich das Zeichen, daß wir entlassen seien.

Wir sahen uns nun das Kloster an, ein Labyrinth von Höfen, Terrassen, Freitreppen, Gängen und Kuppeln, in welchem gegen hundert Mönche wohnen und mehr als zweitausend Pilger Unterkunft finden, und ließen uns dann die Kirche aufschließen, die an Pracht mit dem Griechenchor in der Grabeskirche wetteifert. Die Wände des Schiffs sind unten bis auf Mannshöhe mit blauglasirten, gemusterten Ziegeln belegt, darüber laufen Reihen von Bildern hin, welche Scenen aus den Zeiten der Christenverfolgungen, geköpfte, zerhackte und erschossene Märtyrer u. s. w. darstellen. Zu beiden Seiten des Chors stehen bunt und voll Goldschmuck die Gestalten der Patriarchen, welche der Kirche bis jetzt vorstanden: Jakobus, Simeon, Justus u. s. f. mit langen Bärten, Schlangenstäben und zur Segnung aufgehobnen Händen. Der

Altar flimmert von Gold- und Silberschmuck. Von der Decke hängen zahlreiche Lampen und Straußeneier herab, und auf mächtigen Randelabern ragen die wie Säulen bemalte Wachskerzen empor. Zwischen Schiff und Chor steht ein vergoldeter Thronessel mit einem reichverzierten Baldachin, vor dem eine ewige Lampe brennt. Auf ihm sitzt, unsichtbar, aber dem Glauben sicher, der heilige Jakobus. Daneben steht ein weniger prächtiger Stuhl für seinen Stellvertreter, den Patriarchen. Auch hier finden sich schöne Arbeiten der armenischen Bitterschmiede. Noch bewundernswerther aber sind die eingelegten, mit den elegantesten Mustern von Perlmutter- und Schildkrotmosaik überkleideten Thüren, welche in das Grab des heiligen Jakobus und in die Schatzkammer des Klosters führen. Die Masse von goldenen und silbernen Zierrathen, Gewändern, Bischofsstäben und kirchlichen Gefäßen, die hier verwahrt wird, um die Osterprocession zu mehrer Erbauung der Pilger zu schmücken, soll einen Werth von einer Million Piastern haben.

Die Zahl der in Jerusalem ansässigen Armenier soll etwa sechshundert betragen. Um die Osterzeit mögen in guten Jahren fünfmal so viele hier versammelt sein. Sie nähren sich von Handwerken, Tagelöhnerarbeit und vom Handel. Einige sind Bankiers, einige Dragomane bei den Consulaten. Früher galten sie für sehr arm, aber schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte die Gemeinde zu Wohlstand, und einige ihrer Glieder sind sogar reich zu nennen. Die Geistlichen üben einen fast unbeschränkten Einfluß über die Laien. Ihr Verhältniß zu den übrigen Religionsparteien ist im Allgemeinen ein friedliches, und namentlich stehen sie mit den Protestanten auf gutem Fuß.

Die mächtigste, zahlreichste und wohlhabendste Partei sind in Jerusalem die Griechen; sie waren schon seit Jahrhunderten hier stark vertreten, aber erst seit den dreißiger Jahren trat zu der Kopfszahl auch der Reichtum an Mitteln, mit denen sie jetzt fortwährend neues Terrain erwerben und die übrigen Kirchen mehr und mehr einengen. Allenthalben wo sich Gelegenheit findet, machen sie Ankäufe von Grund und Boden, erweitern und verschönern sie ihre Klöster und Häuser, und wo man außerhalb der Thore eine neue Pflanzung von Del- und Maulbeerbäumen sieht, erfährt man unter neun Fällen von zehn, daß sie von Griechen angelegt wurde. Beliebte scheinen sie in Jerusalem nirgend zu sein, und mag bei dieser Stimmung einiger Reid mitunterlaufen, der Hauptgrund ihrer Verhaßtheit liegt jedenfalls in ihrem eignen Haß gegen Andersgläubige und in ihrem Bestreben, auf jede Weise die heiligen Orte ganz für sich zu erobern, außerdem aber in ihrem Hochmuth und ihrem verschmitzten, treulosen Wesen. Sie sind zum Theil Handwerker, zum Theil Handelsleute. Wie in Polen der Schnapschank in

den Händen der Juden ist, so ist er hier sammt dem Weinverkauf in den Händen der Griechen.

Der Nationalität nach sind sie theils arabische Eingeborne, theils Hellenen aus Griechenland und der Türkei, theils Russen. Die Mittel, mit denen sie in den letzten Jahren ihre Erfolge erzielten, kamen dem Vernehmen nach hauptsächlich aus Petersburg. Seit dem orientalischen Krieg indeß ist eine Spaltung unter ihnen eingetreten, die zunächst noch nicht deutlich erklärt ist, aber bald zum Parteienkampf werden dürfte. Die obere griechische Geistlichkeit ist türkisch gesinnt, dem Sultan ergeben und darum, so weit sich mit ihren Interessen vereinigen läßt, antirussisch. Die Russen, sich dessen bewußt, suchen die niedern Geistlichen und die Laien dem Patriarchen und seinen Bischöfen abwendig zu machen. Daneben kaufen sie fleißig Land an und bauen darauf Klöster und andere Häuser, die sie nur mit Russen besetzen. So ist in Jerusalem ein großes Kloster im Werke, welches nicht fern von der Grabeskirche stehen wird und, wie man sagt, festungsartig angelegt werden soll. So haben sie in den letztverwichenen Jahren eine beträchtliche Zahl von neuen Mönchen hergesandt, ein Consulat gegründet und auch einen Bischof geschickt, der beiläufig ein Mann von Bildung und Integrität sein soll, und dessen letzte Osterpredigt sich, indem sie die Pilger von den Neußerlichkeiten des Ceremonienwesens auf die Arbeit an ihrem Innern hinwies, sehr vortheilhaft von den gewöhnlichen Phrasen der übrigen Prediger unterschied. Damit gewinnt man unter dem griechischen Pöbel allerdings keinen Boden, aber hinter dem Bischof liegt zugleich der kaiserliche Schatz, und mit dem ist hier viel auszurichten.

Der während meiner Anwesenheit erfolgte Besuch des Großfürsten Konstantin wird auch nicht bloß in der Absicht unternommen worden sein, um sich vor der Grabeskapelle vom Patriarchen ansingen und beräuchern zu lassen, und die Fußtapfe Jesu in der Delbergskirche zu küssen. Es war jedenfalls mehr die Meinung, die Vorposten, die man hier in den griechischen Klöstern hat, zu inspiciren, den Gegnern zu imponiren, die zum Widerstand Geneigten durch Freundlichkeit und Gaben zu gewinnen und den Freunden zu zeigen, daß Rußland trotz des pariser Friedens noch mächtig sei. Wozu sonst das Geleit von dreihundert bewaffneten Matrosen, mit dem der Großfürst in die Stadt einzog? Von den Räubern zwischen Jaffa und Jerusalem war nichts zu fürchten. Sie hätten ihm nicht eine Stecknadel zu nehmen gewagt. Und die belgischen, österreichischen und englischen Fürsten, welche das heilige Grab in diesem Jahrzehnt besuchten, kamen ja auch ohne Escorte. Es hieß anfangs, der König von Griechenland werde den russischen Prinzen begleiten. Man wird ihm aber zu verstehen gegeben haben, daß sich das nicht passe. Natürlich nicht; denn dann wäre der Hauptzweck, den jerusalemener Griechen

Rußland als ihre Schutzmacht und als künftigen Erben des heiligen Landes erscheinen zu lassen, vereitelt, das Imponirende seines Auftretens durch den Glanz der Königskrone wenigstens geschwächt worden.

Die Griechen haben es übrigens leicht, Eroberungen zu machen, da ihre Hauptgegner, die Lateiner, genug zu thun haben mit dem Austrag der Streitigkeiten, die sie in zwei große Lager trennen. Die Lateiner, d. h. die Befenner der römisch-katholischen Kirche, bestehen theils aus arabischen Eingebornen, die meist durch Bekehrung gewonnen worden sind*), theils aus eingewanderten Franzosen, Spaniern, Italienern und Deutschen. Sie sind zum größeren Theil sehr arm und zählen, während die Griechen gegen zweitausend Köpfe stark sind, nur etwas über neunhundert Seelen. Ihr Centrum, gewissermaßen ihre Burg, ist seit alten Zeiten das Franciscanerkloster St. Salvator, welches, von den Arabern Der El Grand sch genannt, nicht fern vom Jaffathor im Nordwesten der Stadt liegt. Es ist ein ausgedehnter solider Bau, dessen Terrassen eine gute Aussicht über die Stadt bieten, und in welchem jetzt etwa sechzig Mönche wohnen, deren Vorstand den Titel Guardian und Custos des heiligen Landes führt. Mit dem Kloster ist eine Kirche, eine Schule und in der sogenannten Casa Nuova eine Pilgerherberge verbunden. Außerdem enthält es eine Druckerei, deren Vorstand ein deutscher Mönch, Pater Heribert ist, und mehre Werkstätten, in denen Laienbrüder Schmiede-, Tischler-, Schuster- und Schneiderarbeiten verfertigen. Obwol den Mönchen wiederholt große Geschenke zuströmen und aus Oestreich alljährlich der Ertrag einer Collecte hierhergelangt, sind die Ausgaben doch immer so bedeutend gewesen, daß das Kloster tief verschuldet ist. Die Mönche, die von den Einen als unwissende Tröpfe, verbannte Banditen u. s. w., von den Andern als halbe Engel und wahre Hüter und Verkünder der untrüglichen Uebersetzungen geschildert werden**) betrachten sich, und zwar, da ihre Congregation der Grundstock der lateinischen Gemeinden in Palästina ist, nicht mit Unrecht, als Eigenthümer des Antheils, den die katholische Kirche an den heiligen Stätten hat, und sie schalteten und walteten früher fast uneingeschränkt und nur vom Papst abhängig über die Mittel und die Institute, die mit ihrem Kloster und den übrigen Franciscanerhäusern der Terra Santa verbunden sind. Seit einigen Jahren aber ist ihnen in der Person des Monsignore Giuseppe Valerga, eines Piemontesen, der, nachdem er eine Zeit lang Missionär in Mossul gewesen, zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde, ein Vorgesetzter gegeben worden, welcher, indem er den Ansprüchen des Franciscaner-

*) Nicht durch Bekehrung vom Islam, denn darauf steht noch jetzt Todesstrafe, sondern von andern christlichen Sekten und vom Judenthum.

**) Ich habe bei ihnen nur Gutherzigkeit, Gefälligkeit und Gastfreundschaft bei großer geistiger Beschränktheit gefunden.

guardians gegenübertrat, den Mönchen zu einem wahren Pfahl im Fleisch wurde. Der Kampf, der sich hieraus entspann und der noch jetzt mit allerlei Ränken, Skandalen und Kniffen fortgeführt wird, ist zu belehrend, als daß ich über seine Taktik, seine Erfolge und Niederlagen nicht einiges Ausführlichere mittheilen sollte. Es wird nicht grade in majorem Dei gloriam sein, aber man wird daraus einige nützliche Schlüsse auf das Leben der katholischen Kirche im Orient ziehen können.

Die Beweggründe, welche den Patriarchen Valerga bei seinen Angriffen auf die Franciscaner leiteten, scheinen zunächst in seiner Herrschsucht, und sodann in seiner Hinneigung zu Frankreich gelegen zu haben. Vielleicht kamen dazu noch pecuniäre Rücksichten. Sein eigentlicher Wirkungskreis ist der Libanon mit seinen seit einigen Jahrzehnten unter die geistliche Gewalt des Papstes getretenen Maroniten. Die Klöster der Terra Santa standen bisher unter der unmittelbaren Oberaufsicht des römischen Stuhls. Valerga suchte dieses Verhältniß dahin zu ändern, daß ihm als Bischof die Entscheidung aller wichtigen Fragen in Bezug auf die lateinischen Mönche Palästinas zugehören sollte, und es gelang ihm, in Rom seinen Wunsch wenigstens theilweise durchzusetzen, wie es scheint, indem Frankreich ihm Unterstützung gewährte. Dafür aber wird er sich zu Gegendiensten verpflichtet haben, die ihm als Piemontesen um so leichter fallen mußten, als er damit dem österreichischen Interesse entgegentrat. Die Franciscaner waren stets auf österreichischer Seite, einmal weil sie in Wien den sichersten Hort des Katholicismus erblickten, dann aber weil ihnen von dort her das meiste Geld zusfloß. Als sie den Patriarchen mit Frankreich verbündet sahen, wuchs diese Stimmung zu offener Parteinahme.

In der Frage der heiligen Stätten war Oestreich mit Frankreich gemeinsam gegen Rußland vorgegangen. Als dieselbe nicht mehr auf der Tagesordnung war, entzweiten sich die beiden katholischen Mächte; es begann wenigstens eine Art stiller Minenkrieg, mit dem man sich den Einfluß auf die Glaubensgenossen im Orient streitig zu machen suchte. Derselbe datirt von der Errichtung des österreichischen Consulats in Jerusalem. Der Zweck dieser Schöpfung war zwar zunächst der, daß damit für die österreichischen Unterthanen in der heiligen Stadt und für die Pilger aus den kaiserlichen Landen eine Stelle des Rechtsschutzes geschaffen werden sollte, damit aber verband sich die Absicht, den Bestrebungen Frankreichs, das hier wie überall am Ost- und Südrande des Mittelmeeres Fuß zu fassen, sein Protectorat über die katholischen Christen des Morgenlandes deutlicher hervortreten zu lassen, das Protectorat über die Klöster wo möglich in Eigenthum zu verwandeln suchte, Widerstand entgegenzusetzen. Jene Bestrebungen waren bis dahin mit Erfolg gekrönt worden. Obwol die katholischen Institute im heiligen Lande für die ganze katholische Welt bestimmt sind, und obwol sie keineswegs bloß aus französ.

fischen Mitteln erhalten und erweitert werden — Frankreich zahlte als Staat von der ersten Revolution an bis auf Ludwig Philipp gar nichts und gibt auch jetzt nur jährlich ein Neujahrsgeſchenk von 2000 Franken, während Deſtreich mehr als das Zwanzigfache dieſer Summe ſendete — ſo war es doch bis 1849 bei der Unaufmerkſamkeit und dem Ungelück der Vertreter der wiener Regierung in Syrien Gebrauch, wenn eine neue katholiſche Anſtalt errichtet wurde, es ſo auffaſſen zu laſſen, als ob ſie von Frankreich gegründet würde. Man betete bei allen großen kirchlichen Functionen, beim Pontificale u. ſ. w. nur für den franzöſiſchen Herrſcher als Protector des heiligen Grabes, obſchon nach den Verträgen kein ſolches Separatprotectorat Frankreichs beſteht, die Auffaſſung der Stellung dieſer Macht zu den heiligen Orten als einer Schutzmacht nur auf dem Uſus beruht. Deſtreich verlangte nun Gleichſtellung aller katholiſchen Mächte, der Patriarch weigerte ſich deſſen. Die wiener Regierung ſuchte beim Papſt ihre Wünſche zu erwirken, und man will hier Zuſagen auf Abſtellung des Mißbrauchs erlangt haben, deren Erfüllung man indeß wol noch ſo lange zu erwarten haben wird, als Frankreich dem Papſt mehr importirt als Deſtreich.

Als das Conſulat innawurde, daß es auf einen raſchen Erfolg in dieſer Angelegenheit verzichten müſſe, begann es in Wien den Gedanken anzuregen, von den biſher an die Cuſtodie des heiligen Landes gezahlten Geldern fortan nur noch ſo viel zu ſchicken, als nothwendig ſei, um ſagen zu können, man trage überhaupt noch zur Erhaltung der hieſigen katholiſchen Inſtitute bei. Die Hauptmaſſe ſollte von jetzt ab auf die Gründung von Anſtalten verwendet werden, welche den Namen Deſtreichs führen und ganz unzweifelhaft Separatbeſitz dieſer Macht, wenn auch für alle Katholiken beſtimmt ſein ſollten. Es war nicht die Meinung, damit das Protectorat Frankreichs in Frage zu ſtellen, nur die Anmaßung der Franzoſen, allein für Schutz und Förderung der katholiſchen Interellen in Paläſtina zu ſorgen, allein hier Beſitz zu haben, ſollte in die gebührenden Schranken zurückgewieſen werden. So begann man vor drei Jahren mit Errichtung eines öſtreichſchen Pilgerhauſes, welches jetzt vollendet und das ſchönſte weltliche Gebäude Jeruſalems iſt. So ſoll ferner die Druckerei im St. Salvatorkloſter, die jetzt ſchon unter der Direction eines wiener Geiſtlichen ſteht, ganz von öſtreichſchem Geld erhalten werden und ſomit ein ſpecifich öſtreichſches Inſtitut ſein. Der Patriarch konnte dagegen nichts thun, indeß machte er ſeinem Verdruß dadurch Luft, daß er einerſeits die Mönche, anderſeits den Conſul nach Kräften ärgerte.

Als der Grundſtein zum Pilgerhaus gelegt werden ſollte, weigerte er ſich, die übliche Weihe der Kapelle vorzunehmen, und als der Guardian Reverendſſimus der Franciſcaner für ihn eintrat, zog er ihn darüber zur Rechen-

schaft, weil er nicht Bischof sei, worauf jener schwach genug war, die durch ihn erfolgte Einsegnung abzuleugnen. Dann richtete Valerga seine Angriffe direct gegen die Person des Consuls, indem er ihn — ich weiß nicht, ob beim Papst oder in Wien — anklagte, er habe sich monatelang Lebensmittel von den Franciscanern liefern lassen, habe einen ganzen Sommer im Kloster von Bethlehem gewohnt, seine Schwester während einer Reise dort untergebracht, ohne eine einzige dieser Leistungen zu vergüten. Der Consul vertheidigte sich, indem er die Quittungen vorlegte. Monsignore Valerga entgegnete, die Mönche, die ihm jene Gefälligkeiten erwiesen, würden ihm, um seine Protection zu behalten, auch die Bescheinigung seiner Uneigennützigkeit nicht verweigert haben.

Trotz dieser und anderer Beleidigungen stattete der Consul dem Patriarchen gelegentliche Besuche ab, und dies gab Gelegenheit zu neuen Insulten. Als er sich einmal melden ließ, wurde er zwar bis ins Vorzimmer gelassen, und der Diener riß die Thür zum Sprechsaal weit auf. Wie der Consul aber eintreten wollte, hörte er den Monsignore, der auf dem Tische saß, sagen: Melden Sie dem Herrn, ich hätte jetzt keine Zeit für ihn.

Bald nachher langte der Herzog von Brabant an und stieg im Hause des Herrn v. Pizzamano ab. Als er das Bedürfniß empfand, in Jerusalem das Abendmahl zu nehmen, begleiteten ihn der österreichische und der französische Consul (damals Votta) nach der Kirche. Der Patriarch beauftragte hier ein Versetzen v. Pizzamano's, um ihm einen neuen Schlag beizubringen. Beiden Consuln waren die sogenannten consularischen Ehren zugesagt, die darin bestehen, daß für jeden Vertreter der fremden Regierungen in der Kirche ein besonderer Sessel nebst Teppich bereit gehalten, ihnen an der Thür von einem Priester das Weihwasser gereicht und dann vor andern Laien und selbst vor den anwesenden Priestern die Hostie dargeboten wird. Nun war aber v. Pizzamano, da der Herzog nicht in Uniform ging, in Civilkleidern erschienen, und dieser Umstand war genug, ihm jene Gebühr vorzuenthalten. Er fand zwar seinen besondern Sessel vor, als er aber mit dem französischen Consul an den Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen, wurde er zurückgewiesen, und der Franzose erhielt die Hostie allein. Dann erst winkte man ihn wieder heran, aber er lehnte jetzt ab, und mit ihm verließ die ganze österreichische Pilgerkaravane die Kirche, ohne die Communion empfangen zu haben. Diese Insulte war zu stark, als daß sie nicht von Wien her eine Entschädigung erfordert hätte, und so wurde dem Opfer des patriarchalischen Hasses der Generalconsulstitel verliehen, dem, wenn ich nicht irre, Belgien einen Orden hinzufügte.

Der jetzige Generalconsul kann sich übrigens über die damals erfahrene Unbill damit trösten, daß es dem damaligen Bundesgenossen Valerga's vor

kurzem nicht besser erging. Nachdem der französische Consul lange Zeit, sicher nicht aus Neigung zu der Persönlichkeit des Monsignore, sondern weil dieser im Sinne Frankreichs wirkte, die Partei des Patriarchen vertreten, hat er sich jetzt mit ihm überworfen. Die Strafe folgte dem auf dem Fuße. Am Feste Mariä Empfängniß begab sich der Consul zur Kirche, ohne den Patriarchen, wie dieser erwartet, abzuholen. Die Folge war, daß dem Consul, als er in die Kirche trat, kein Weihwasser gereicht wurde, und daß die Geistlichen Valergas sich so stellten, daß jener nicht zu seinem Tabouret gelangen konnte. Er verlangte nun durch einen Abgesandten das ihm gebührende Wasser, aber ein Priester machte ihm über den Köpfen der Menge lachend das bekannte Zeichen mit den Fingern, wodurch die Italiener emphatisch ausdrücken: Es gibt durchaus nichts! und der Verhöhnte mußte abziehen. Ein Zeugniß für die kläglich kleinstädtische Art, in der man hier Politik treibt, ist der Umstand, daß er sich sofort zu einem Besuch bei der Gegenpartei, dem Reverendissimus der Franciscaner begab.

Inzwischen setzte der Patriarch seinen Kampf mit den widerspenstigen Mönchen rüstig fort, ohne jedoch große Erfolge davonzutragen. Er beanspruchte für sich und die von ihm gegründeten Anstalten ein Drittel der Einnahmen des Klosters. Dieses weigerte sich und appellirte an den Papst, und nach langen Verhandlungen wurde entschieden, daß der Patriarch jährlich 16,000 spanische Thaler von dem Einkommen der Franciscaner haben sollte. Man hat ihm aber auch diese bis jetzt nicht ausgezahlt, und so ist er auf das beschränkt, was ihm die Propaganda de Lyon sendet. Er wünschte ferner die Franciscaner ganz zu entfernen und statt ihrer französische Lazaristen einzuziehen zu lassen. Auch dieses ist mißlungen. Er versuchte verschiedene Wege, die Franciscaner zu verdächtigen, aber keiner führte bis jetzt zum Ziel. Das folgende Beispiel für die Art und Weise, in der er und das ihn unterstützende französische Consulat dabei verfuhr, ist charakteristisch sowol in Bezug auf ihn und seine weltlichen Bundesgenossen, als in Bezug auf die Gegner.

Ein Spanier C. schreibt an die Väter Franciscaner, ob ein reicher alter Herr wie er in Jerusalem angenehm leben könne, wozu er den Genuß von Theater, Abendunterhaltungen, Spazierfahrten u. d. m. rechne; er gedenke in diesem Falle seinen Lebensabend hier zu beschließen. Es wird ihm, vielleicht in der Hoffnung auf ein ansehnliches Legat, bejahend geantwortet, er kommt an, und obwol er es anders finden mußte, zeigte er sich über den Unterschied zwischen Brief und Wirklichkeit durchaus nicht verwundert. Er hatte eine junge hübsche Dame mitgebracht, die er für seine Nichte ausgab, und deren Betragen ihren Namen — sie hieß Donna Innocenza — zu rechtfertigen schien. Nun begab sich, daß er einige Wochen nach seiner Ankunft in Geschäften nach Jaffa verreisen mußte. Er ließ die Nichte in Jerusalem

zurück. Diese fühlte sich, als er länger ausblieb, unbehaglich und einsam, eine Empfindung, die, als einer der höher gestellten Franciscaner, Pater A. ebenfalls nach Jaffa reisen mußte, so stark wurde, daß sie bat, sich dem geistlichen Herrn anschließen zu dürfen. Nach einigen Schwierigkeiten erlaubte man dies. So ritten sie zusammen bis Ramleh, wohin ihnen der Kanzler des französischen Consulats auf dem Fuße folgte. In Ramleh angekommen, erhielten sie weit auseinandergelegene Zimmer und waren eben im Begriff schlafen zu gehen, als das Fräulein Furcht vor den Blicken des Kanzlers äußerte, den sie jetzt erst bemerkt haben wollte, und dem sie unchristliche Absichten auf ihre Unschuld zuzutragen vorgab. So bat sie den Pater, sie die Nacht in einem Zimmer neben dem seinen zubringen zu lassen, von dem sie wußte, daß die Thür nicht zu verriegeln war. Der Pater, nichts Arges ahnend, erlaubte es. Am nächsten Morgen kamen sie nach Jaffa, und hier hatte die Donna nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrem Oheim zu stürzen, sich ihm, der zufällig große Gesellschaft bei sich hatte, zu Füßen zu werfen und ihm unter Thränen zu gestehen, daß der Pater in jener Nacht zu Ramleh in ihre Kammer gedrungen sei und ihr die Ehre geraubt habe. Der Oheim verzieh ihr großmüthig, setzte sich aber sofort hin und schrieb an den Reverendissimus in Jerusalem einen Brief, in dem er die Sache erzählte und mit der Drohung schloß, dieselbe öffentlich zu machen, wofern man ihm nicht ohne Verzug die Summe von 80,000 spanischen Thalern auszahle. Die Mönche ließen sich nicht verblüffen. Der französische Kanzler trat als Zeuge auf. Der Pater leugnete. Monsignore Valerga nahm sich der Angelegenheit gegen die Franciscaner an, und so gelangte der Proceß zuletzt vor das Forum des Papstes. Hier wurde er zu Gunsten der Mönche entschieden, da die Untersuchung ergab, daß Fräulein Unschuld bereits in Algier ein Kind gehabt und zwar von ihrem würdigen Oheim. Das Ganze war eine Intrigue des Patriarchats im Verein mit dem französischen Consulat gewesen. Der spanische Consul in Jaffa, von jenem durch ein Darlehn von 60,000 Piaßtern bestochen, gegen die Franciscaner zu handeln, enthüllte, von letzteren (wiederum durch Geld) umgestimmt, den ganzen Plan, und der Vertreter Spaniens in Jerusalem, eine energische Natur, würde die betreffende Dame trotz der Gegenmaßregeln der türkischen Behörde, die mit im Complotte war, verhaftet und als Verleumderin eines Priesters in ein spanisches Zuchthaus abgeliefert haben, wenn die Partei, der sie zu dienen versucht, sie nicht in Mannskleidern aus der Stadt und aus dem Lande spedirt hätte. Der ganze Proceß ist in Rom gedruckt worden, und ein Exemplar davon in die Hände der Franciscaner gelangt, bei denen mein Gewährsmann es gelesen hatte. Monsignore Valerga ließ es, als ihm davon berichtet worden, auf Grund der kirchlichen Obedienz abfordern.

Bezeichnend ist noch, daß der Patriarch den erwähnten Spanier während des Processus zum Ritter des heiligen Grabes ernannte.

Ähnliche Anekdoten werden mehrere erzählt. Es ist aber genug mit der einen. Mögen sie ganz oder nur in der Hauptsache wahr sein, zwei Thatsachen dürften nach meinen Erkundigungen feststehen, einmal, daß man sich auf beiden Seiten, aber vorzüglich auf der des Patriarchen unwürdiger, niedriger, oft schmutziger Mittel bedient, um die Gegner aus dem Sattel zu heben, und sodann, daß die moralischen Zustände unter den lateinischen Familien Jerusalems sich seit der Ankunft Monsignore Valergas und seiner Weltgeistlichen sehr zum Argen verändert haben. Aus dem ganzen Capitel aber wird man merken, daß auch in diesen Hinsichten der Geruch der heiligen Stadt kein besonders feiner und erquicklicher ist. M. B.

Militärische Tagesfragen.

2.

Das preußische Heer und die Landwehrfrage.

Die preußische Landarmee besteht aus Truppen des stehenden Heeres und der Landwehr. Die Infanterie ist in Regimenter eingetheilt, mit Ausnahme der Jäger, bei denen lediglich die Bataillonseinteilung besteht. Die Infanterieregimenter haben zum größten Theil 3, zum kleinern 2 Bataillone. Jedes Bataillon des stehenden Heeres und der Landwehr ersten Aufgebotes hat auf dem Kriegsfuß in runder Zahl eine Stärke von 1000 Mann, das Bataillon der Landwehr zweiten Aufgebotes von 800 Mann. Die Truppentheile der Infanterie, welche für den Krieg theils erst aufgestellt werden, theils mindestens in starken Stämmen auch im Frieden bestehen, sind: 4 Gardereininfanterieregimenter zu 3 Bataillonen, 1 Gardereserveregiment zu 2 Bataillonen, 1 Gardesjägerbataillon, 1 Gardeschützenbataillon, 32 Linienregimenter zu 3 Bataillonen, 8 Reserveinfanterieregimenter zu 2 Bataillonen, 8 Jägerbataillone, 4 Garde- und 32 Provinziallandwehrregimenter zu 3 Bataillonen, 8 Provinziallandwehrbataillone der Reserveinfanterieregimenter, 116 Bataillone der Landwehr zweiten Aufgebotes, 36 Ersatzbataillone für die Infanterie, 10 Ersatzcompagnien für die Jäger. Dies gibt eine Summe von $406\frac{1}{2}$ Bataillonen oder etwa